

KÄTHE TRETTIN

Über Prinzipien der Metaphysik

1. Abgesehen von Aristoteles, der darauf bestand, „erste Prinzipien“ aufzufinden, die jede philosophische und wissenschaftliche Untersuchung leiten sollten, war es vor allem Leibniz, der wie kein anderer westlicher Philosoph die rationale Philosophie und Metaphysik durch seine Prinzipien beeinflusst hat. Einige davon sind sogar eng mit seinem Namen verknüpft, so das *principium identitatis indiscernibilium* und das *principium rationis sufficientes*.

Man kann sich zu dieser Sachlage von heute aus unterschiedlich verhalten. Erstens soll es ja Philosophen geben, die Metaphysik für eine mittlerweile „überwundene“ und daher nur noch historisch interessante Teildisziplin der Philosophie halten. Für diese Philosophen erübrigt sich natürlich auch die systematische Frage nach deren Prinzipien. Eine andere Haltung besteht, zweitens, in der Auffassung, daß es nach wie vor ein berechtigtes philosophisches Interesse an der systematischen Ausarbeitung der Ontologie, verstanden als *metaphysica generalis*, gibt, aber daß es dabei keiner besonderen, über gewisse logische und semantische Grundsätze hinausgehender Prinzipien bedürfe. Eine weitere Option wäre, drittens, die Metaphysik und ihre Prinzipien auf die Physik und deren Prinzipien zu zurückzuführen oder schlicht durch diese zu ersetzen.

2. Ich halte alle drei in unterschiedlichem Grad für unangemessen. Die erste Option, nennen wir sie der Kürze halber *Histo*, ist in höchstem Maße resignativ und wird zudem durch die zahlreichen Arbeiten der gegenwärtigen, vor allem analytischen Ontologie faktisch widerlegt. Die zweite Option, abgekürzt *Logo-Semantiko*, ist damit verglichen schon interessanter. Aber auch sie erscheint mir unangemessen, denn die Wissenschaft vom Seienden als solchem wird als bloßes Anhängsel einer bestimmten Logik oder als Derivat der Semantik einer Sprache aufgefaßt. Abgesehen davon, daß *Logo-Semantiko* im strikten Sinn selbst gezwungen ist, eine metaphysische These (zumindest implizit) zu vertreten, nämlich diejenige, daß Logik und Semantik der Metaphysik sachlich vor-

ausgehen, ist es alles andere als klar, ob es zulässig ist, die Erforschung des realen und möglichen Seienden auf die eine oder andere formale Theorie zurechtzustutzen. Die dritte Option schließlich, nennen wir sie *Physiko*, obwohl man sie auch als eine nicht nur von der Physik sondern von allen Naturwissenschaften bestimmte Haltung kennzeichnen kann, fordert ebenfalls zur Kritik heraus. Selbst wenn man den Begriff der Natur so weit wie nur möglich faßt, ist es gleichwohl nicht einzusehen, warum man die physikalische Wissenschaft als adäquate metaphysische Wissenschaft auszeichnen sollte. Hier mischt sich philosophische Resignation mit einer übersteigerten und daher ideologischen Erwartungshaltung an die Erkenntnisfortschritte der Naturwissenschaften.

3. Daher möchte ich für eine vierte Auffassung argumentieren. Sie besteht darin, daß Ontologie oder allgemeine Metaphysik nach wie vor von systematischem Interesse ist und Prinzipien erfordert, die nicht auf logische Grundsätze und physikalische Methoden zu reduzieren sind. Gleichwohl soll angedeutet werden, wie die Axiome der allgemeinen Metaphysik sich zu formalen Theorien und zu speziellen ontologischen Domänen verhalten. Dabei werde ich so vorgehen, daß zunächst Leibniz' Prinzipien der Identität und des zureichenden Grundes kurz diskutiert werden. Leibniz erscheint mir deshalb als ein besonders geeigneter Gesprächspartner für meine Diskussion, weil einerseits die auf ihn zurückgehende Forderung, *notwendige und hinreichende Bedingungen* anzugeben, eine für viele heutige Philosophen immer noch gültige Maxime philosophischer Argumentation darstellt, andererseits weil sein *principium identitatis indiscernibilium* sehr anregend ist für ein weiteres Prinzip, das meine eigene ontologische Analyse leitet und das ich im Anschluß erläutern möchte.

4. In seiner *Monadologie* formuliert Leibniz „zwei große Prinzipien“, auf denen unsere rationalen Überlegungen (*raisonnements*) beruhen: „das *Prinzip des Widerspruchs*, aufgrund dessen wir dasjenige als falsch beurteilen, das einen Widerspruch enthält, und dasjenige als wahr, das dem Falschen entgegengesetzt ist“ (§31); und „das *Prinzip des zureichenden Grundes*, demzufolge kein Sachverhalt als wahr und existierend und kein Satz als wahrheitsfähig betrachtet werden könne, wenn es nicht einen hinreichenden Grund dafür gäbe, daß es sich so und nicht anders verhält, ob-

wohl wir diese Gründe in den meisten Fällen nicht erkennen können“ (§32).¹

Man könnte hier sofort einhaken und fragen, ob es sich bei diesen großen Prinzipien überhaupt um Prinzipien der *Metaphysik* handelt. Ist nicht das erste Prinzip bloß ein klassisches Gesetz der Logik und das zweite eine allgemeine Maxime rationaler Argumentation? Bevor ich dem Zusammenhang von Logik, Methodologie und Metaphysik, wenn auch kurz, nachgehe, möchte ich ein weiteres Leibnizisches Prinzip in Erinnerung rufen, das *principium identitatis indiscernibilium*. Aus den verschiedenen Schriften, in denen er dieses Axiom preist und verteidigt, wähle ich die vermutlich bekannteste: In seinem vierten Brief an Clarke schreibt er: „Es gibt nicht zwei Individuen, die ununterscheidbar sind. Ein einfallsreicher Herr meiner Bekanntschaft, der sich mit mir im Beisein Ihrer Hoheit, der Prinzessin Sophia, im Park von Herrenhausen unterhielt, glaubte, er könne zwei vollkommen gleiche Blätter finden. Die Prinzessin forderte ihn auf, das zu tun, und so suchte er den ganzen Park ab; aber es war zwecklos. Zwei Tropfen Wasser oder Milch, betrachtet durch ein Mikroskop, werden sich als unterscheidbar erweisen.“² Mehr noch, Leibniz war überzeugt, „daß diese großen Prinzipien des hinreichenden Grundes und der Ununterscheidbarkeit die Metaphysik verändern werden und daß die Wissenschaft mit Hilfe dieser Prinzipien real und beweisbar werde, während sie zuvor im allgemeinen in leeren Worten bestand“.³ Wie hängt nun dieses Prinzip, daß es keine „perfekte Ähnlichkeit“ gebe, wie Leibniz in *De ipsa natura*⁴ schreibt, oder „daß es in der Natur nicht zwei Individuen geben könne, die sich nur numerisch unterscheiden“, wie er in *Primae Veritates*⁵ schreibt, mit den anderen beiden zusammen?

5. Wie von einigen Philosophen festgestellt, gibt es eine Hierarchie Leibnizischer Prinzipien, mit Identität als dem Basisaxiom und Widerspruch sowie Zureichendem Grund als Korollarien.⁶ Die logische Verbindung ist demnach, kurz gesagt, wie folgt: Man beginnt mit einer Begriffsana-

¹ GP, VI, 607-623, (meine Übersetzung).

² GP, VII, Viertes Schreiben an Clarke, §4 (meine Übersetzung).

³ GP, VII, Viertes Schreiben an Clarke, §5 (meine Übersetzung).

⁴ *Acta eruditorum*, Sept. 1698; GP, IV, 504-16.

⁵ C, 518f.

⁶ Cf. Liske (2000), 49-63.

lyse, wobei vorausgesetzt wird, daß es (a) zwei Arten von Begriffen gibt – Subjekte und Prädikate –, daß (b) Prädikate *in* den Subjekten sind und (c) daß Subjekte Substanzen bezeichnen, während Prädikate Qualitäten bezeichnen. Nimmt man Sokrates, wie üblich, als Paradebeispiel, resultiert unsere Analyse erstens in der Proposition „Sokrates ist Sokrates“ oder, allgemeiner, „A ist A“, und zweitens in der Proposition „Sokrates ist ein rationales Wesen“ oder, allgemeiner, „A ist AB“, wobei B eines der Prädikate ist, das dem Subjekt A wahrheitsgemäß zugesprochen werden kann, oder eine der Qualitäten ist, die dieser Substanz inhäriert.

Aus dieser Begriffsanalyse, deren Erkenntnis *a priori* und deren Wahrheiten notwendig sind, folgt, daß alles, was diesen Identitätssätzen widerspricht, z.B. „Sokrates ist nicht Sokrates“ und „Sokrates ist ein Gesteinsbrocken“, notwendigerweise falsch sind. Eine Proposition ist also wahr, wenn sie dem Identitätssatz nicht widerspricht. Leibniz selbst hat, soweit ich sehe, diese Verbindung in verschiedener Weise formuliert, manchmal, wie in der *Monadologie*, begann er mit dem Widerspruchsprinzip, um notwendige Wahrheiten der Identität zu gründen, manchmal betrachtete er sie als äquivalente Ausgangsprinzipien und sprach vom „Prinzip des Widerspruchs *oder* der Identität“.

Aber Leibniz, der Rationalist, erkannte natürlich ebenso gut wie jeder empiristische Philosoph des 17. Jahrhunderts, daß es eine Klasse von Wahrheiten gibt, die nicht durch begriffliche und logische Analyse allein erreicht werden können, nämlich die Klasse der kontingenten Wahrheiten oder, wie er manchmal sagte, *les vérités du fait*. Wie beurteilen wir z.B. die Proposition „Sokrates war Platons Lehrer“? Zweifellos inhäriert das Prädikat „Platons Lehrer sein“ dem Subjekt „Sokrates“, wenn diese Proposition wahr ist. Aber ist diese Inhärenz notwendig? Würde Sokrates nicht mehr mit sich identisch sein, wäre er nicht Platons Lehrer gewesen? Leibniz schlägt vor, daß wir in solchen Fällen durch das Prinzip des zureichenden Grundes geleitet werden. Liegt ein solcher Grund für eine bestimmte Proposition vor, so ist sie als wahr anzusehen. Obwohl das *principium rationis* seine wichtigste Anwendung in der kontingenten Welt hat, ist es selbst – so könnte man jedenfalls argumentieren – kein kontingentes Prinzip. Die logische Bedeutung dieses Prinzips ist, daß jede wahre Proposition begründbar ist. Die ontologische Bedeutung besteht darin, daß jedes Existierende einen Grund hat. Bezogen auf die Naturphilosophie schließt dieses Prinzip, daß jedes Ereignis eine Ursache hat. Aus all diesen Bedeutungen deduziert Leibniz die epistemo-

stemologische und methodologische Maxime, daß jede wahre Proposition hinreichend begründet werden müsse.⁷

Demnach scheint die Struktur der Prinzipien von zwei verschiedenen Arten der Wahrheit abhängig zu sein: erst kommen die analytischen oder notwendigen Wahrheiten, dann die empirischen oder kontingenten Wahrheiten. Wie paßt das Prinzip der Ununterscheidbarkeit in diese Struktur?

6. Das *principium identitatis indiscernibilium* besagt, daß, wenn A und B in all ihren Eigenschaften ununterscheidbar sind, also wenn sie exakt dieselben Eigenschaften haben, sie dann nicht zwei verschiedene Dinge sein können, sondern vielmehr ein und dasselbe Ding, d.h., identisch sein müssen. Normalerweise wird dieses Prinzip, insbesondere seine Umkehrung – Wenn A mit B identisch ist, dann hat A alle Eigenschaften, die B hat, und *vice versa* – als ein logisches Prinzip erachtet. Mir erscheint es jedoch adäquater, es als ein genuin *metaphysisches* Prinzip zu betrachten. Denn die Identität der Dinge hat ihren hinreichenden Grund in einem impliziten Prinzip der Individuation derart, daß die Dinge durch ihre intrinsischen Qualitäten individuiert werden und damit auch ihre jeweilige Identität begründet wird.⁸ Aus dem Ununterscheidbarkeitsprinzip folgt, daß es keine exakte Ähnlichkeit in der Welt gibt und daß eine bloß numerische Verschiedenheit nicht möglich ist.⁹ Frei nach Quine könnte man daher zusammenfassen: Keine Identität ohne Individualität und keine Individualität ohne (intrinsische) Qualitäten. Der Begriff eines Individuums ist maximal bestimmt oder, wie Leibniz oft sagt, ein „vollkommener“ Begriff. Immer wenn es den Anschein habe, daß eine perfekte Ähnlichkeit vorliegt, so sei dies „unvollkommenen oder abstrakten Begriffen“ geschuldet.¹⁰

⁷ Cf. Liske (2000), 62.

⁸ Cf. Nouveaux essais, II, i, 2: „[...] et l’une [substance] doit toujours differer de l’autre par des denominations intrinseques. »

⁹ Im fünften Brief an Clarke schreibt Leibniz in §26: „Die vulgären Philosophen irrten, wenn sie glaubten, daß es zwei Dinge gebe, die *solo numero* verschieden seien, oder nur, weil sie zwei seien, und aus diesem Irrtum resultierten ihre Perplexitäten über das, was sie das *Individuationsprinzip* nannten.“

¹⁰ *Primae Veritates*, C, 519.

7. Das Ununterscheidbarkeitsprinzip paßt nun nicht nur gut zu den anderen beiden Prinzipien, sondern, mehr noch, es steht m. E. an deren Spitze.

Die prominenten Entitäten einer Leibnizischen möglichen Welt sind individuelle Substanzen oder Monaden. Sie inkludieren all ihre vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Qualitäten. Man könnte sogar sagen, daß die logisch kompossiblen und faktisch koexistierenden Qualitäten die jeweiligen Substanzen konstituieren. Diese ontologische These, die im *principium identitatis indiscernibilium* explizit gemacht wird, dient als eine grundlegende Prämisse für eine Reihe von Schlußfolgerungen. Die erste besteht darin, daß Prädikate gänzlich im Subjekt einer Proposition enthalten sind. Die zweite Schlußfolgerung besagt: was wahrheitsgemäß von einem Subjekt A ausgesagt werden kann, ist mit sich identisch genau dann, wenn die A zuschreibbaren Prädikate kompossibel sind und keinen Widerspruch involvieren. Das Gesetz vom Widerspruch und der Identität, von dem wir ausgegangen sind, kann somit zurückverfolgt werden zu dem grundlegenden ontologischen Prinzip, daß Individuen maximal bestimmt sind durch ihre Qualitäten.

Hinsichtlich des *principium rationis* könnte man versucht sein, es entweder als ein rein methodologisches Prinzip und daher als metaphysisches Leichtgewicht zu betrachten oder, im Gegenteil, als Herzstück der Leibnizischen Metaphysik, mit Gott als Grund aller Gründe. Wie immer man dies beurteilen mag, so läßt sich sicherlich sagen, daß Leibniz es als eine allgemeine philosophische und wissenschaftliche Maxime oder Argumentationsnorm intendierte. Und diese Norm beachtete er selbst sehr überzeugend. Denn anstatt Identität als primitiv anzusehen, gibt er uns einen Grund dafür, daß etwas mit sich identisch ist, nämlich das Ununterscheidbarkeitsprinzip.

Ich fasse zusammen: Aus dem ontologischen Prinzip der Individuation, d.h. der Ununterscheidbarkeit, folgen die logischen Gesetze des Widerspruchs und der Identität, während das Prinzip des hinreichenden Grundes eine parallele methodologische Norm darstellt, mit empirischen Fakten als Hauptanwendungsgebiet.

8. Wenn die Leibnizischen Prinzipien tatsächlich so adäquat für die Metaphysik sind, wie ich sie hier in Kürze rekonstruiert habe, warum sollte man dann nach weiteren Prinzipien Ausschau halten? Ich habe zwei Antworten auf diese Frage: Die erste lautet: Philosophen des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts stehen den Ideen eines ersten

Grundes und einer ersten kreativen Macht, d.h. Gott, im allgemeinen sehr kritisch gegenüber. In der säkularen Epoche, in der wir leben, sind wir frei aber gewissermaßen auch gezwungen, das ontologische Universum ohne Hilfe dieses omnipotenten Wesens zu rekonstruieren, das allein in der Lage wäre, den drohenden Regreß „hinreichender“ Begründung zu stoppen. Zumindest müssen wir „Suffizienz“ neu interpretieren, um dieses Prinzip überhaupt anwenden zu können. Eine solche Re-Interpretation habe ich selbst schon angedeutet. Demnach ist das *principium rationis sufficientes* kein primäres, sondern ein abgeleitetes und zudem eher ein methodologisches als ein genuin metaphysisches Prinzip. Die zweite Antwort betrifft den Aristotelischen Rahmen der Leibnizischen Metaphysik und Semantik. Zugegeben, es gibt nach wie vor eine Reihe von Philosophen, die mit der „Substanz“ als primärer ontologischer Kategorie und mit dem semantischen Prinzip des *praedicatum inest subjecto* ganz zufrieden sind. Dennoch sollte man davon unterschiedene ontologische Systeme zulassen. Wer immer eine Ontologie ohne Gott als Grund aller Gründe und ohne Substanz als Primärkategorie in Erwägung zieht, ist nicht nur berechtigt sondern sogar verpflichtet, über eine Ergänzung, wenn nicht eine Revision, Leibnizischer Prinzipien nachzudenken.

9. Das erste Prinzip, das ich vorschlagen möchte, lautet: *Keine Ontologie ohne eine Kategorie der Qualität (Q)*. Oder noch kürzer: Sein ist qualitativ, es ist „irgendwie“. In einer weiten oder liberalen Lesart besagt (Q) einfach nur, daß jedes ontologische System über eine Kategorie der Qualität verfügen sollte, seien sie Universalien oder Tropen. Jedoch selbst in dieser liberalen Lesart von (Q), die eine ganze Reihe ontologischer Systeme zuläßt, einschließlich des Leibnizischen Systems, gibt es eine entscheidende Einschränkung: Die Kategorie der Qualität sollte reale Entitäten bezeichnen. Mit anderen Worten, jeder Versuch, Qualitäten auf bloß linguistische oder begriffliche Dinge zu reduzieren, z.B. auf Prädikate, ist nicht zulässig. Ebenso unzulässig ist eine Reduktion von Eigenschaften auf Klassen. Das Prinzip (Q) kann also als eine leitende ontologische Maxime interpretiert werden, die traditionelle wie moderne Theorien zuläßt, vorausgesetzt, der Qualität wird ein einigermaßen fairer ontologischer Status innerhalb eines Kategoriensystems eingeräumt.

Es gibt aber auch eine engere oder strenge Lesart des Qualitätsprinzips, derzufolge die Kategorie der Qualität entweder als *primäre* oder, *a fortiori*, als *einzig* Kategorie einer ontologischen Theorie zu verstehen

ist. Gemäß dieser Interpretation ist das Prinzip (Q) maximal erfüllt, wenn die Explikation des Seienden außer der Qualitätskategorie keine weiteren Kategorien erfordert. Eine solche Theorie ist die *Tropentheorie* oder – wie ich lieber sage – die *Theorie individueller Qualitäten*. Obwohl ich die Struktur einer solchen Ontologie hier nicht diskutieren kann,¹¹ möchte ich einige ihrer wichtigsten Merkmale aufzählen, insofern sie das Problem der Prinzipien der Metaphysik betreffen.

- (i) Tropen, d.h., partikuläre Eigenschaften oder individuelle Qualitäten, konstituieren alle komplexen Entitäten der aktualen und jeder möglichen Welt. Soweit gibt es kein Problem mit Leibniz, dessen Qualitäten intrinsische Partikularien und die veritablen Bausteine der Substanzen sind.
- (ii) Wenn Tropen in einem engen Bündel oder einem Komplex koexistieren, so besteht diese Koexistenz aufgrund ihrer ontologischen Abhängigkeit voneinander – und nicht aufgrund einer behälterartigen Substanz oder einem einigenden Substrat.¹² In diesem Punkt gibt es somit keine Übereinstimmung mit Leibniz (und Aristoteles), weil deren Akzidentien in einer Substanz oder Monade gebündelt sind.
- (iii) Tropen sind Individuen, aber sie können einander sehr ähnlich sein. Es gibt nicht zwei *gleiche* Tropen, selbst wenn ihre Ähnlichkeit so groß ist, daß sie als ununterscheidbar erscheinen. Wenn Trope *a* und Trope *b* *vollkommen ähnlich* sind, dann gibt es nur eine Trope, d.h., *a* ist mit *b* identisch. In gewisser Weise liegt hier eine Übereinstimmung mit Leibniz vor. Zu beachten ist jedoch, daß Leibniz sein Prinzip der Ununterscheidbarkeit innerhalb des Aristotelischen Rahmens einer Substanz-Ontologie verortet, während im Rahmen der Tropen-Ontologie die Substanz keine irreduzible Kategorie darstellt.
- (iv) Mindestens zwei ähnliche Tropen konstituieren *eo ipso* eine Ähnlichkeitsklasse. Das Rot eines Blutstropfens, das Rot einer bestimmten Rose und das Rot meines Sofas z.B. bilden eine Ähnlichkeitsklasse der Röte. Blutstropfen, Rose und Sofa sind Tropenkomplexe, die jeweils von einer individuellen Qualität der Röte mitkonstituiert werden. Ähnlichkeitsklassen sind je-

¹¹ Cf. Trettin (2000a) und (2000b).

¹² Cf. Trettin (2001) für eine ausführliche Diskussion über ontologische Abhängigkeit.

doch keine Entitäten *sui generis*, sondern abgeleitet von ihren Konstituenten, den ähnlichen Tropen. Gleichwohl sind sie ontologische Äquivalente der klassischen *Spezies* und *Genera*.

- (v) Eine Explikation der Veränderung schließlich erfordert insbesondere eine ontologische Rekonstruktion von Raum und Zeit. Obwohl ich diese umfassende Problematik hier nicht diskutieren kann, möchte ich darauf hinweisen, daß Leibniz in dieser Hinsicht – zumindest für eine Tropen-Ontologin – einen besseren Leitfaden bietet als beispielsweise Locke. Denn in der Leibnizischen Theorie sind Raum und Zeit abhängig von und relativ zu den Entitäten. In ähnlicher Weise sind Temporalität und Räumlichkeit in meiner Version der Tropen-Ontologie Modi der Entitäten, das heißt, Modi von Tropen.

Soviel in Kürze zu einigen Merkmalen einer ontologischen Theorie, die dem Qualitätsprinzip im strengen Sinn zu entsprechen sucht.

10. Man könnte allerdings zwei Einwände gegen das Qualitätsprinzip erheben. Erstens, es sei zu restriktiv, weil es selbst in der weiten oder liberalen Interpretation in gewisser Weise *vorschreibe*, wie das Existierende zu kategorisieren sei; ein allgemeines ontologisches Prinzip sollte jedoch in dieser Hinsicht *neutral* sein. Zudem könnte die implizite Forderung, Qualitäten oder Eigenschaften als reale Entitäten anzuerkennen, als problematisch betrachtet werden. Ein zweiter Einwand könnte darin bestehen, daß das Prinzip (Q) entweder überflüssig sei, weil es nichts anderes als eine *Platitüde* formuliert, oder daß es – in der strikten Lesart – bloß ein *lokales* und eben gerade kein Prinzip von maximaler Allgemeinheit darstelle. Ich will versuchen, diese möglichen Einwände der Reihe nach zu entkräften.

Eine Zurückweisung des ersten Einwandes erfordert eine wenn auch kurze Reflexion über das angebliche Neutralitätsgebot sowie den ontologischen Realismus. Wenn Ontologie oder allgemeine Metaphysik diejenige Wissenschaft ist, die allgemeinste Merkmale der Existenz oder dessen, was es gibt, untersucht, wird diese Untersuchung in einem System von Entitäten resultieren, die unter irreduzible Kategorien fallen. Wenn man weiterhin davon ausgeht, daß die Ausdrücke „x ist wirklich“ den Ausdrücken „x existiert“ und „es gibt x“ äquivalent ist, dann folgt, daß dasjenige, was unter diese Kategorien fällt, real ist. Soweit haben wir es hier mit einem explizit gemachten Truismus zu tun. Jede Entität, die unter eine Kategorie fällt, ist eine reale Entität, wenn nicht, ist sie über-

haupt keine Entität. Der Einwand gegen das realistische Merkmal des Qualitätsprinzips ist daher entweder einer allgemeinen Zurückweisung der Ontologie als ernst zu nehmender philosophischer Disziplin oder einem Einwand aus der Perspektive einer idealistischen Metaphysik geschuldet. In beiden Fällen liegt die Beweislast bei den Opponenten. Wenn sie das Neutralitätsargument bemühen, um letztlich eine antirealistische Position geltend zu machen, wäre meine Antwort, daß Ontologen *per definitionem* gegenüber der Realität oder Existenz nicht neutral sein können. Das „Irreale“ oder „Nicht-Existierende“ gehört einfach nicht zu ihrem (primären) Untersuchungsgebiet.

Sieht man von dieser antirealistischen Kritik unter dem Deckmantel des Neutralitätsgebots ab, könnte der Neutralitätseinwand durchaus an Stärke gewinnen. Denn sicherlich ist ein Prinzip, das besagt, jede Ontologie solle eine Kategorie der Qualität bereitstellen, mehr als eine bloß methodologische Norm. Zu fragen wäre allerdings erstens, was denn überhaupt ein „neutrales“ Prinzip ist, und zweitens, in welchem Sinn Neutralität in der Ontologie überhaupt erforderlich ist. Am neutralsten scheinen logische Prinzipien zu sein. Widerspruchsvermeidung und Bivalenz sind dafür sicherlich die ersten Kandidaten, aber abgesehen davon, welche Logik? Ist es der Existenzquantor, der uns sagt, was existiert? Geben uns Prädikate einen Hinweis darauf, wie die Entitäten zu kategorisieren sind, auf die sie, wenn überhaupt, referieren? Was immer die Logik vermag, und sie vermag vieles, so ist sie doch – um mit Leibniz zu sprechen – kein *hinreichendes* Leitinstrument in der Ontologie. Logik ist dazu da, unsere Argumente zu kontrollieren, aber sie ist nicht geeignet, eine ontologische Analyse oder ein genuin metaphysisches Prinzip bereitzustellen. Würde man das Neutralitätsgebot für die Formulierung von Prinzipien der Ontologie oder allgemeinen Metaphysik ernst nehmen, müßte man nämlich folgendem absurden Verdikt gehorchen: Erwähne nie eine Kategorie! (Nebenbei: die meisten Philosophen, die mit der Neutralität pokern, sind bei näherem Hinsehen gar nicht so neutral; irgendwelche „individuals“, „Gegenstände“ oder sonst ein Ding setzen sie allemal voraus). Das Neutralitätsgebot läuft schließlich auf die Trivialität hinaus, daß „jede Ontologie es mit Entitäten zu tun hat“, was sicherlich eine harmlose analytische Aussage ist, die jedoch kaum als produktive Maxime einer ontologischen Untersuchung gelten kann. Neutralität ist daher bestenfalls eine Form des ontologischen Quietismus.

Der zweite Einwand, nämlich daß das Prinzip (Q) entweder überflüssig, weil trivial, oder aber nur lokal und eben nicht global sei, läßt

sich folgendermaßen entkräften. Zunächst zum Platitüden- oder Trivialitätseinwand. Er ist letztlich kein Einwand, sondern – so zumindest meine Interpretation – eine bekräftigende Aussage. Denn es ist nicht die Aufgabe eines allgemeinen Prinzips, überraschende Wahrheiten ans Licht zu bringen; im Gegenteil, ein solches Prinzip ist vermutlich dann im höchsten Grade angemessen, wenn es mit unseren grundlegendsten Intuitionen und Überzeugungen koinzidiert oder ihnen zumindest nicht widerspricht. Und es ist wohl kaum umstritten, daß es jede Menge individueller Qualitäten oder partikulärer Eigenschaften in der Welt gibt. Der weitere Einwand, der den Generalitätsanspruch dieses Prinzips bestreitet, ist schon ernster zu nehmen, denn immerhin gibt es faktisch ernst zu nehmende Philosophen, die – wie etwa Quine – dafür argumentiert haben, daß eine Ontologie sehr wohl ohne eine Kategorie der Qualitäten auskommen könne. Wie läßt sich das Qualitätsprinzip im Lichte dieser Faktizität als allgemeines Prinzip verteidigen? Wie kann man gegen die Phalanx der Nominalisten antreten? Die Antwort ist nicht schwer: Denn wenn die Qualitäten individuell oder partikulär, d.h. Tropen, sind, hätte der Nominalist kein Problem, weil er durch das Qualitätsprinzip keineswegs gezwungen ist, Universalien zu akzeptieren. Auch der Universalienrealist hätte keinen Grund zur Kritik, weil er seinerseits nicht gezwungen wird, Tropen anzuerkennen, sondern frei ist, für universelle Qualitäten zu optieren. Gemäß Prinzip (Q) stimmen Nominalisten und Realisten darin überein, daß Qualitäten real sind; ihre Auffassungen divergieren nur in der Frage, ob es sich dabei um Partikularien oder Universalien handelt. Der „Lokalitätseinwand“ kann deshalb zurückgewiesen werden, denn mit dem Prinzip (Q) ist weder ein Ausschluß noch eine Restriktion verbunden. Das Qualitätsprinzip erweist sich somit als ein generelles oder globales Prinzip der Ontologie.

11. Im Anschluß an dieses ontologische Prinzip möchte ich noch zwei methodologische Prinzipien kurz vorstellen, die – obgleich selbst keine strikten Prinzipien der Metaphysik – dennoch geeignet sind, metaphysische Untersuchungen zu leiten und zu unterstützen. Das erste nenne ich das *Prinzip der Phänomenologischen Adäquatheit*. Es besagt, daß wir unsere spekulativen Antworten auf Fragen einer allgemeinen Metaphysik durch unsere Wahrnehmungen und Alltagserfahrungen im Zaum halten, aber auch, daß wir redlicherweise um ontologische Erklärungen für ubiquitäre Phänomene bemüht sein sollten. Das zweite nenne ich das *Prinzip der Wissenschaftlichen Anschlußfähigkeit*. Es besagt, daß allgemeine on-

tologische Analysen den Natur-, Sozial- und Kulturwissenschaften zumindest nicht offen widersprechen, sondern im Gegenteil, anschlussfähig und kompatibel mit deren Ergebnissen sein sollten. Das bedeutet allerdings nicht, daß Ontologie oder allgemeine Metaphysik von den jüngsten Theorien in diesen Forschungsbereichen abhängig ist. Eine allgemeine Ontologie wird sich immer von einer speziellen oder domänenspezifischen Ontologie unterscheiden. Anzustreben ist jedoch, daß Entitäten einer speziellen Ontologie in solche einer generellen Ontologie integrierbar sind, oder daß, umgekehrt, generelle Kategorien in spezielle übersetzbar sind.

12. Ich fasse zusammen. Zunächst, Reflexionen über Prinzipien der Ontologie oder *metaphysica generalis* sind in einem sehr präzisen Sinn der Auslotung und Formulierung von „Grenzen“ dieser Wissenschaft gewidmet. Denn gewissermaßen „hinter“ ein Prinzip oder ein Axiom kann man bekanntlich nicht gelangen; könnte man es, etwa durch Definitionen, wäre zumindest dieses Prinzip kein Prinzip oder Axiom mehr. Aber jeder Definitionstest kommt, zum Glück, einmal an eine „Grenze“, d.h. stößt auf ein nicht weiter reduzierbares Prinzip. Die Grenz-Metaphorik verstehe ich in diesem Zusammenhang allerdings nicht im Sinn von Beschränkung, Einengung oder dergleichen, sondern vielmehr im Sinn einer Start-Linie: von hier aus geht es los! Das heißt, *principium* wird, wie in der Tradition üblich, als „erster Grundsatz“ verstanden.

In meinen an Leibniz anschließenden Überlegungen zu Prinzipien der Metaphysik habe ich als einen solchen ersten Grundsatz das Qualitätsprinzip, insbesondere in seiner strikten Lesart, erläutert. Demzufolge ist das Seiende in seinem allgemeinsten Sinn qualitativ, genauer, die Konstituenten des Universums sind Myriaden individueller Qualitäten oder Tropen. Damit adaptiere ich die Leibnizische Überzeugung, die in seinem *principium identitatis indiscernibilium* enthalten ist, nämlich, daß es keine bloß numerische Verschiedenheit gebe. Der Unterschied zu Leibniz besteht vor allem darin, daß sein Inhärenz- oder *Inesse*-Modell durch ein Dependenz-Modell ersetzt wird. Während Leibnizische Qualitäten *in* einer *substance simple* sind, sind Qualitäten gemäß einer Tropen-Ontologie Konstituenten von Komplexen aufgrund ihrer existentiellen Abhängigkeit. Damit wird m.E. ein Kernproblem gelöst, das jede Substanz-Ontologie hat. Denn wie ist es zu erklären, daß die angeblich einfache Substanz oder Monade diese Myriaden von Eigenschaften oder Qualitäten *hat* oder *inkludiert*? Entweder ist eine Substanz von Anfang an eine

komplexe Entität – dann ist sie jedoch nicht einfach; oder sie ist einfach und individuell, d.h. sie ist, wie Duns Scotus sagen würde, eine pure *haecceitas*, dann aber hat sie (außer dieser) überhaupt keine Eigenschaften.

Die beiden flankierenden methodologischen Prinzipien der *Phänomenologischen Adäquatheit* und der *Wissenschaftlichen Anschlußfähigkeit* sind als ein Vorschlag anzusehen, wie man überhaupt zu Prinzipien der Metaphysik gelangt resp. diese im Zusammenhang der Wissenschaften evaluiert und kontrolliert. Dabei wird das *principium rationis sufficientes* gleichsam in unser säkulares Weltverständnis übersetzt: Nicht mehr die Annahme theistischer Instanzen der Letztbegründung verbürgen den Prozeß rationaler Welterklärung, sondern die, zugegeben, viel schwächere Annahme der menschlichen intuitiven Welterfahrung sowie deren wissenschaftlichen Explikationsversuchen. *Nihil sine ratione* ist jedoch auch in dieser abgeschwächten Form immer noch eine unübertroffene Maxime für jede Wissenschaft, und daher auch für die Ontologie.

ABSTRACT

In this paper I briefly reconsider Leibniz's principles of identity and of sufficient reason in order to supply a starting point for discussing, more generally, whether in recent metaphysics principles are still indispensable and, if so, whether further or different principles might be required. Inspired by Leibniz's *principium identitatis indiscernibilium* I tentatively suggest a principle (Q) which may be stated as the slogan: No ontology without a category of quality. This principle might be strictly interpreted as (IQ): No ontology without a category of individual quality. (Q) and (IQ) are defended against possible objections. Finally, two methodological principles are proposed.

LITERATUR

Zitierte Werke von Gottfried Wilhelm Leibniz:

C: *Opuscules et fragments inédits de Leibniz*. Extraits de manuscrits de la Bibliothèque royale de Hanovre par Louis Couturat. Paris 1903 (Reprint : Hildesheim/New York 1971)

GP: *Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz*. Hg. Carl Immanuel Gerhardt. 7 Bände. Berlin 1849-1863 (Reprint: Hildesheim/New York 1978).

Nouveaux Essais, in: Gottfried Wilhelm Leibniz. *Philosophische Schriften*. Hg. Leibniz-Forschungsstelle der Universität Münster. VI,6. Berlin: Akademie Verlag 1990.

Weitere Literatur:

Liske, Michael (2000), *Gottfried Wilhelm Leibniz*. München: C.H. Beck.

Trettin, Käthe (2000a), „Ontologie individueller Qualitäten. Ein Grundriß“, in: Rafael Hüntelmann u. Erwin Tegtmeier (Hg), *Neue Ontologie und Metaphysik*. Sankt Augustin: Academia Verlag, 145-164.

Trettin, Käthe (2000b), “Tropes and Things”, in: Jan Faye, Uwe Scheffler, Max Urchs (eds), *Things, Facts and Events*. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 279-303.

Trettin, Käthe (2001), „Ontologische Abhängigkeit in der Tropentheorie“, in: *Metaphysica* Vol. 2, No 1, 23-54.